

## EINE KONTINGENZERFAHRUNG IM 18. JAHRHUNDERT IM VERHÄLTNIS VON WISSENSCHAFT UND TOD

---

Die Aufmerksamkeit dafür, dass Menschen lebend begraben und die Zeichen des Todes missdeutet worden sein könnten, trat seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus dem Bereich des Nichtdokumentierten heraus. Sie brachte den Neologismus »Scheintod« hervor, der damit im ausgehenden 18. Jahrhundert erst entstand. Der Begriff umfasste eine heterogene Gruppe von gewissermaßen todähnlichen Zuständen. Dazu zählten epileptische Anfälle und die Endstadien epidemischer Krankheiten wie Pest und Cholera, Zustände also, die in den Zuständigkeitsbereich der Medizin gehörten, aber genauso juristische Sachverhalte wie Unfälle durch Ertrinken und Erstickten. Gemeinsam war diesen ungleichartigen Vorkommnissen, dass die davon betroffenen Menschen sich an der Schwelle zum Tod befanden. In den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerieten dadurch eine Reihe verschiedenartige Krankheiten und Zustände, aber auch die Techniken zur Todesfeststellung und die gesellschaftspolitischen Vorschläge, mit denen Abhilfe geschaffen werden sollte.

Der Übergang vom Leben zum Tod erregte jedoch nicht erst seit und nicht nur im 18. Jahrhundert die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen. Dazu gibt es zahlreiche Belege aus verschiedenen Kulturen und aus unterschiedlichen Zeiten.<sup>1</sup> So weist der französische Historiker Philippe Ariès

---

1 Die Merina, ein Volk in Madagaskar, bestatten ihre Toten zweifach, um sicherzugehen, dass die Seele des Verstorbenen nicht aus dem Totenreich zurückkehrt. Vgl. Maurice Bloch: »Death, Women and Power«, in: Maurice Bloch/Jonathan Parry (Hg.): *Death and the Regeneration of Life*, Cambridge: Cambridge University Press 1982, S. 211-230.

auf die Gewohnheit im antiken Rom hin, die Toten dreimal mit ihrem Namen anzurufen. Damit wurde sichergestellt, dass die Leiche nicht doch noch lebte.<sup>2</sup> Auch im Mittelalter störten Grenzüberschreitungen zwischen der Sphäre des Lebens und der des Todes die soziale Ordnung empfindlich. Die Anwesenheit von Totengeistern wurde stets als Beeinträchtigung des diesseitigen Lebens wahrgenommen und die mittelalterlichen Menschen waren bestrebt, die Totengeister (zurück) ins Jenseits zu befördern.<sup>3</sup> Auf die Einhaltung der Grenze zwischen Leben und Tod zu achten, war für die Lebenden in Hinblick auf beide Seiten der Grenze wichtig: Totengeister sollten das Leben im Diesseits nicht stören, Pestkranke oder Ohnmächtige durften aber auch nicht versehentlich sterben, weil sie im Grab erstickten. So warnte 1512 ein Bremer Arzt davor, Pestleichen vorschnell zu bestatten<sup>4</sup> und bereits in Kirchenordnungen aus dem 16. Jahrhundert wurde davor gewarnt, eine »onmecht« mit dem Tod zu verwechseln.<sup>5</sup> Auch gegenwärtig bleibt die Öffentlichkeit mit der Grenze zwischen Leben und Tod beschäftigt. Seit den 1970er Jahren unterziehen Mediziner sogenannte Nahtoderlebnisse wissenschaftlicher Betrachtung und können sich der Aufmerksamkeit der Medien gewiss sein.<sup>6</sup> In Zeitungen und Zeitschriften werden bis heute Geschichten über lebendig begrabene Menschen kolportiert. Dass plötzlich »Scheintote wieder munter« werden,<sup>7</sup> in Portugal kürzlich ein noch lebender Mann in der Leichenhalle aufgebahrt<sup>8</sup> und einer Kolumbianerin mehrmals irrtümlich der Totenschein ausgestellt wurde,<sup>9</sup> unterhält die Öffentlichkeit weiterhin.

Angesichts dieser Befunde ist es erklärungsbedürftig, weshalb der Übergang zwischen Leben und Tod in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-

---

2 Vgl. Philippe Ariès: *Geschichte des Todes*, München: Dtv 1982, S. 505.

3 Vgl. Jean-Claude Schmitt: *Die Wiederkehr der Toten. Geistergeschichten im Mittelalter*, Stuttgart: Klett-Cotta 1995.

4 Beleg bei Johannes Bolte: »Die Sage von der erweckten Scheintoten«, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 20 (1910), S. 353-381, hier S. 357.

5 Richard van Dülmen: *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, Bd. 1, München: Beck 1995, S. 217.

6 Vgl. Christoph Drösser: »Wenn der Tod kehrtmacht. Gibt es endlich Beweise für die Existenz der Seele?«, in: *Die ZEIT* Nr. 51, 13.12.2001, S. 35; Pim van Lommel/Ruud van Wees/Vincent Meyers/Ingrid Elfferich: »Near-Death-Experience in Survivors of Cardiac Arrest: A Prospective Study in the Netherlands«, in: *The Lancet* 358 (2001), S. 2039-2045.

7 Vgl. die Mitteilung: »Scheintote wieder munter«, in: *Neue Westfälische*, Nr. 63, 15.03.2001, o.S.

8 Vgl. die Notiz: »Lebend in der Leichenhalle aufgebahrt« (<http://www.spiegel.de/panorama/0,1518,392739,00html> [Zugriff: 29.12. 2005]).

9 Vgl. »Greisin irrtümlich vier Mal für tot erklärt« (<http://www.spiegel.de/panorama/0,1518,3786651,00html> [Zugriff: 7.10. 2005]).

hunderts dieses gesteigerte Maß an Aufmerksamkeit erfuhr. Um die historische Spezifität der Debatte um die Grenze zwischen Leben und Tod seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu erfassen, ist die Veränderung der Semantik ein erster Indikator:<sup>10</sup> Es muss eine Bedeutung haben, dass die Grenze zwischen Leben und Tod im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert mit einem neuen Begriff – nämlich »Scheintod« – belegt wurde.

Dieser neue Begriff, so der Ansatz dieser Arbeit, ist vor dem Hintergrund der mentalitätsgeschichtlichen und sozialstrukturellen Veränderungen im Zuge der Aufklärung zu deuten und zu verstehen. Für den Wandel des Todesbildes im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert war dabei in erster Linie die gesellschaftliche Erfahrung der »Verzeitlichung« (Lepenies) von Bedeutung: Sie eröffnete die Perspektive einer prinzipiell unendlichen Zukunft, die zuvor durch die christliche Erwartung eines Endgerichts begrenzt worden war.<sup>11</sup> Dadurch veränderte sich der Bezugsrahmen, in den Leben und Tod gestellt wurden: Es waren nicht mehr die Erwartung des Endgerichts und die Hoffnung auf das Weiterleben der Seele im Jenseits, welche die Perspektive auf Leben und Sterben bestimmten, sondern es war nun der Mensch, der sich von göttlicher Autorität befreit selbst ermächtigte, sein Leben zu gestalten. Die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufkommende Diskussion um den Scheintod hing also eng mit der Erschütterung der heilsgeschichtlichen Erwartung zusammen. Die besondere Brisanz der erschütterten heilsgeschichtlichen Erwartung in Bezug auf den Tod – dies wurde in der Diskussion um den Scheintod verhandelt – bestand darin, dass die Öffnung der Zeit den ehemals durch die christliche Heilserwartung gesicherten Sinn des Daseins in Frage stellte. Der Sinn des Lebens konnte nicht mehr durch die Hoffnung auf die Auferstehung und die unsterbliche Seele garantiert werden, vielmehr mussten neue Formen der

10 Vgl. Niklas Luhmann: »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«, in: ders.: *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980, 4 Bde., Bd. 1, S. 9-71.

11 Vgl. dazu die Arbeiten von Reinhart Koselleck, insbesondere den Artikel: »Geschichte«, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Stuttgart: Klett-Cotta 1972 ff, Bd. 2, S. 647-691; Reinhart Koselleck: »»Neuzeit«. Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe«, in: Reinhart Koselleck (Hg.): *Studien zum Beginn der neuen Welt*, Stuttgart: Klett-Cotta 1977, S. 264-299, hier S. 281-292; Wolf Lepenies: *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*, München: Hanser 1976; Lucian Hölscher: *Die Entdeckung der Zukunft*, Frankfurt am Main: Fischer 1999.

Sinnstiftung gefunden werden. Die Aufrufe zur Wiederbelebung, zur Verlängerung der Bestattungsfristen und zur Lebensrettung – Handlungsanweisungen, die im Rahmen der Scheintoddiskussion formuliert wurden – stellen vor diesem Hintergrund Reaktionen auf die Erschütterung der heilsgeschichtlichen Erwartung dar. Denn in diesen Aufrufen wurde die neu aufgeworfene Frage nach dem Sinn des Lebens mit der Sicherung des Lebens im Diesseits beantwortet: Der Sinn des Lebens wurde vom Jenseits ins Diesseits verlagert. Es ist dieser Epochenbruch, der den Rahmen absteckt, vor dem die Geschichte des Scheintodes – die Aufregung um Zustände der Bewusstlosigkeit, Ohnmachten und vorzeitigen Beerdigungen – ihren historischen Ort hat.

In Bezug auf die Anthropologie des Menschen heißt diese Rahmung, dass sich in der Scheintoddebatte eine anthropologische Transformation, die sich dann in den Gesetzestexten des 18. Jahrhunderts sowie in den Zeitschriften der Aufklärung zeigte, niederschlug. Mit anthropologischer Transformation ist der Übergang des Menschen vom Seelenwesen zum Körper-Geistwesen gemeint, die an der Neudefinition des Lebens sichtbar wurde. Das Leben des Menschen war nicht mehr die von Gott gegebene unsterbliche Seele, sondern ein organisches Funktionssystem mit einem aus sich selbst heraus arbeitenden Blutkreislauf und eigenständigen Muskelbewegungen. Diese neuzeitliche Anthropologie, die seit dem 16. Jahrhundert in der Entstehung begriffen war, zeichnete sich dadurch aus, dass der Mensch aus dem theologisch-heilsgeschichtlichen Zusammenhang herausgelöst und als Teil der Natur, im Verhältnis zu Tieren, zu außereuropäischen Menschen und als autonom handelndes Subjekt der Geschichte neu positioniert wurde.<sup>12</sup> An dieser anthropologischen Transformation rieben sich die vormaligen Sinnstifter des Todes, namentlich die Religion und das tradierte Wissen.

Abgebildet wurde mit der Diskussion um den Scheintod somit eine moderne Sichtweise auf den Tod, welche die christliche und auch die im Volksglauben existierende Vorstellung verwarf, dass der Tod der Moment sei, in dem sich die Seele vom Körper trenne. Nach den christlichen und volksreligiösen Vorstellungen war der Tod ein zeitlicher Moment, der Punkt, an dem das Leben in Form der unsterblichen, unteilbaren Seele auf einmal aus dem Körper entwich und die sterblichen Überreste der Vernichtung anheimfielen. Dieses Verständnis des Todes als eines Moments war eingebettet in das christlich-mittelalterliche Temporalitätsmodell, welches davon ausging, dass die unsterbliche Seele nach

---

12 Vgl. Richard van Dülmen: Die Entdeckung des Individuums 1500-1800, Frankfurt am Main: Fischer 1997; als Beitrag zur Anthropologie des modernen Menschen vgl. Michael Hagner: Homo cerebrialis. Der Wandel vom Seelenorgan zum Gehirn, Berlin: Berlin Verlag 1997.

dem Tod auf das Jüngste Gericht und dann das ewige Leben oder die ewige Verdammnis wartete. Die diesem Modell zugrunde liegende Zeitvorstellung war auf die Vollendung der christlichen Heilsgeschichte gerichtet, in der das Handeln Gottes am Menschen manifest wurde. An die Stelle der christlichen Betrachtungsweise des Todes trat seit dem 18. Jahrhundert eine Sichtweise, die den Tod als einen sich in die Zeit erstreckenden, sukzessiven Prozess beschrieb: Die Lebenskräfte nahmen langsam ab und der Tod trat durch das allmähliche Verschwinden der organischen Funktionen ein. Mit den Kategorien des modernen Zeitbewusstseins konnten auch Leben und Tod erfasst werden: Leben und Tod waren Pole am Anfang und am Ende sukzessiv abfolgender Zustände eines Lebewesens. Die Natur gab die Entwicklungsstadien des Lebens vor und der Mensch – soweit es sein Wissen und sein Verständnis der Natur zuließen – konnte in sie eingreifen. Über den Verlauf des Lebens konnten Prognosen getroffen und die Lebensdauer konnte manipuliert werden: Diese Vorstellungen von Selbstermächtigung prägten die Perspektive auf Leben und Tod seit der Aufklärung: Die Mathematik verhalf zu Berechnungen über Lebenserwartung und Sterblichkeit, und die Wiederbelebung des Menschen tat sich im Handlungshorizont der Zeitgenossen als reale Möglichkeit auf.

Durch den Wandel des Todesbildes kam die Vorstellung zum Ausdruck, dass das Leben – ob es nun das eines Menschen oder das der Welt betraf – kein göttlicher Schöpfungsakt war, sondern seine Entstehung auf Prozessen beruhte, deren Anfang und Ende nicht mehr eindeutig feststellbar waren. Das Leben funktionierte nach Gesetzen, die experimentell und empirisch überprüfbar und darstellbar waren. Dieser Umbruch hat sich als sehr voraussetzungsvoll und reich an Konsequenzen erwiesen. Er verweist auf ein Wissen über den Menschen und die Welt, das nicht auf göttlicher Autorität beruht und das nicht in den Schriften der Alten zu finden ist. An die Stelle eines allmächtigen Gottes trat das vernunftgeleitete, autonom denkende Individuum. Diese Situation sollte sich von Anfang an als zweiseitig erweisen. Als neuer Handlungsträger nahm der Mensch zwar für sich in Anspruch, Leben und Tod selbst steuern, er hatte aber auch die Garantie auf Unsterblichkeit und Auferstehung verloren.

Die entstehende bürgerliche Gesellschaft als Trägerin und Popularisierer dieses neuen Deutungsmusters des Todes sah sich vor die Aufgabe gestellt, mit dieser Erschütterung umzugehen und musste mit neuen Formen der Sinnstiftung aufwarten. Die Aufwertung des irdischen Lebens war eine Ausdrucksform dieser neuen Sinnstiftung. Die christlich-mittelalterliche Vorstellung, dass der Mensch als Körper-Seele-Wirkeinheit zu verstehen sei, bei der die Seele das Lebensprinzip des Körpers

darstellte, war für die Vertreter der Scheintoddebatte obsolet geworden. Zur Disposition standen die Unsterblichkeit der Seele und der damit verbundene Glauben an die leibliche Auferstehung. An die Stelle der Auferstehungsgewissheit trat das Problem, mit einer Kontingenzerfahrung ungekannten Ausmaßes umgehen zu müssen. Dieses Erschrecken lag der Debatte um den Scheintod zugrunde.

### **»Kulturelle Bedeutung« als Frage des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft**

Begreift man die Debatte um den Scheintod als Ausdruck eines Epochenwandels, stellt sich die Frage, welche neuen Umgangsformen die Gesellschaft mit dem Wissen um die eigene Sterblichkeit gefunden hat. Die vorliegende Arbeit untersucht diese Frage anhand der Scheintoddebatte für den Zeitraum zwischen ungefähr 1750 und 1850. Um 1750 erreichte die Öffentlichkeit der Aufklärung die Sorge, dass Menschen lebendig begraben werden könnten. Um 1850 begann der Duktus dieser Debatte sich zu ändern. Die Angst vor dem Scheintod, ehemals lanciert und kolportiert durch Angehörige der bürgerlichen Stände, wurde umgedeutet, indem sie der Irrationalität des Volkes zugeschrieben und mit dem Verweis auf die Wirkungsmächtigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse, gesetzlicher Maßnahmen und einer verbesserten Technik für überwunden erklärt wurde.

Damit ist schon angedeutet, dass eine neue, genuin neuzeitliche Wissensform an dem Aufkommen des Scheintodes beteiligt war, genauso wie ihre Erkenntnisse sowohl den Zusammenbruch der christlichen Heilserwartung als auch die anthropologische Transformation mit hervorgebracht haben. Diese Wissensform entwarf ein neues Erklärungsmodell des Todes und trat in Aushandlungsprozesse mit den bis dahin dominanten Sinnstiftern des Todes, namentlich der Religion und der Volkskultur. Welchen Verlauf diese Aushandlungsprozesse nahmen und welche Ergebnisse sie zeitigten, ist ein Thema dieser Arbeit. Weiterhin wird mithilfe wissenschaftsgeschichtlicher und wissenssoziologischer Ansätze ein neuer Blick auf die Konjunktur des Themas Scheintod um 1800 geworfen, um zu genaueren Einschätzungen hinsichtlich der Wirkungsmacht moderner Wissenschaft und Instrumente für eine Gesellschaft zu kommen. So verfolgt die Arbeit wissenschaftsgeschichtliche Fragen, sie ist aber nicht in erster Linie epistemologisch ausgerichtet. Sie richtet sozial- und kulturgeschichtliche Perspektiven auf das wissenschaftliche Wissen: Weshalb, so wird gefragt, wird ein Konzept wie der Scheintod wirkungsmächtig? Wer sind seine Trägergruppen? Was haben

Denktraditionen, Milieus und sozialstrukturelle Bedingungen mit der Wirkmächtigkeit von und Affinität zu bestimmten medizinischen Konzepten zu tun?

Den Vorgang, durch den wissenschaftliches Wissen zu einem Teil der Gesellschaft und zu gesellschaftlich relevantem Wissen wird, kann man abstrakt formuliert als Reflexion bezeichnen. Damit ist das Ergebnis eines systematischen und kontrollierten Vorgehens gemeint, durch das sowohl Handlungsorientierungen als auch Normen und Werte, die vormals fraglos tradiert wurden, durch neue »rationale« Bezugsrahmen und Kalküle des Handelns ersetzt wurden, »und zwar in dem Maß, in dem Lebensbereiche Gegenstand wissenschaftlicher Analyse« wurden.<sup>13</sup> Dabei gehen »Handlungsorientierungen durch relativ stabile, weil fraglos akzeptierte Erwartungen, Normen und Werte in dem Maße verloren«, wie diese durch die Wissenschaft »rationalisiert« und in ihrer Legitimität untergraben werden.<sup>14</sup> Der Bezug auf die Wissenschaft und seine neu etablierten Kalküle des Handelns haben dann zur Folge, dass sich »die bisherigen Orientierungen als ineffizient, irrational oder falsch im Hinblick auf die geltenden Bezugsrahmen erweisen«.<sup>15</sup> Bisher gültige Orientierungen werden neu bewertet, weil aktuelles Handeln von Wahrnehmungen, Situationsdefinitionen und Zukunftsentwürfen geleitet wird, die zum Großteil durch die Kategorien und Wissensbestandteile sowie vor allem durch die Methoden der Wissenschaft geprägt werden. Nicht nur menschliches Handeln verändert sich durch wissenschaftliches Wissen, auch die Primärerfahrung wird in immer mehr Lebensbereichen durch die Produktion und Anwendung systematischen Wissens als Handlungsorientierung ersetzt. Das wissenschaftliche Wissen, das seit dem 17. Jahrhundert produziert wurde, konnte in einer ersten Phase – die der Wissenschaftssoziologe Peter Weingart bis ungefähr zum Ende des 18. Jahrhunderts ansetzt – sein Versprechen, überlegene, weil theoretisch begründete Praxis zu sein, jedoch noch nicht einlösen. Es bedeutete eine »Selbstüberforderung der Wissenschaft, deren Wissen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Umsetzung dem der Praktiker noch unterlegen war«.<sup>16</sup> Wie sich Praktiker, Mediziner und Naturforscher in Fragen etwa der Todesfeststellung und der Behandlung des toten Körpers an der Epochenschwelle verhielten und welche Bedeutung die sys-

13 Peter Weingart: »Verwissenschaftlichung der Gesellschaft – Politisierung der Wissenschaft«, in: Zeitschrift für Soziologie 12 (1983), S. 225-241, hier: S. 228.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Peter Weingart: Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft, Göttingen: Velbrück 2001, S. 24.

tematische Reflexion des Wissens über den Tod im weiteren 19. Jahrhundert erhielt, ist entsprechend ein Interesse dieser Arbeit.

In diesem Phasenmodell der Verwissenschaftlichung geht es um die Bestimmung des »Charakters der neuzeitlichen Wissenschaft« und den »Veränderungen im Verhältnis zur Gesellschaft«. <sup>17</sup> Diese Aussage impliziert zweierlei und ist auch für historische Arbeiten hilfreich. Erstens geht sie davon aus, dass die Wissenschaft kein einförmiger Wissensbestand ist, keine in sich kohärente und gleichsam objektive Einheit, die sich langsam, aber stetig, mit Widerständen und Brüchen Bahn in die Gesellschaft bricht. Sie unterstreicht die Bedeutung der sozialen Bedingungen und gesellschaftlichen Vorgaben aus der Politik, dem Recht oder der Wirtschaft für die Produktion, Beförderung und Behinderung von Wissen: Diese Vorgaben sind Teil der Wissensproduktion. Das von Weingart vorgeschlagene Modell schützt zweitens davor, Verwissenschaftlichung mit dem Prozess der Durchsetzung einer einzigen, nämlich wissenschaftlichen Rationalität gleichzusetzen, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die noch bestehenden irrationalen Überhänge der Gesellschaft im Laufe der Zeit in Rationalität zu überführen. Denn das Modell geht davon aus, dass die Zunahme wissenschaftlicher Erkenntnis nicht kausal und proportional mit der Lösung gesellschaftlicher Probleme zusammenhängt, sondern dass im Gegenteil die Wissensproduktion zugleich neue Probleme in Gestalt von Risikowahrnehmungen und Wissen über Nicht-Wissen schafft. <sup>18</sup>

Dieses Verständnis von Verwissenschaftlichung trifft die Scheintoddebatte des ausgehenden 18. Jahrhunderts insofern, als dass Naturforscher und Ärzte in dieser Zeit die anthropologische Konstante Tod erstmals systematisch durchdrangen und reflektierten. Sie bildeten am Ende der Aufklärung einen Neologismus, der, wissenschaftlich-theoretisch begründend, dazu beitrug, den Übergang zwischen Leben und Tod mit einer eigenen Begrifflichkeit zu belegen. Diesem Reflektionsvorgang unterlag ein neues Beschreibungsmuster oder Erklärungsmodell einer anthropologischen Konstante und zog Vorschläge nach sich, dieses Konzept in Handlungsanweisungen umzusetzen. Das neue Verständnis des Todes machte die Neugründung von Institutionen nötig, erforderte Gesetzesinitiativen und legte einen Wandel der gesellschaftlichen Praktiken nahe.

Der Wandel des Todesbildes, verstanden als Folge eines veränderten gesellschaftlichen Wissenstandes, macht zudem Aussagen über das oben dargestellte Verhältnis zwischen der Produktion von Wissen und der da-

---

17 Ebd.

18 Ebd., S. 21.

mit einhergehenden Produktion von sogenanntem Nicht-Wissen. Diese Arbeit geht davon aus, dass die Grundkonstante »Tod« im Zuge der sozialen Differenzierung in verschiedene soziale Systeme übersetzt wurde und dort jeweils seine spezifische Ausprägung fand. Bezogen auf den Gegenstand »Scheintod« bedeutet dies, dass sich das gesellschaftliche Problem »Scheintod« einfach ausdifferenzierte. Es verschwand aus dem Sichtfeld der breiten Öffentlichkeit, weil es sich in verschiedene Topoi und Praktiken auffächerte. Der Scheintod wurde nicht einfach durch die zunehmenden wissenschaftlichen Erkenntnisse eingedämmt und kontrolliert – auch wenn dies der Selbstwahrnehmung der Wissenschaftler am Ende des 19. Jahrhunderts entsprach. Andere medizinische Themen lösten ihn ab und vereinnahmten ihn.

### **Historische Argumente für ein skeptisch-konstruktivistisches Konzept von Verwissenschaftlichung**

Verwissenschaftlichung als den Zusammenhang des »Charakters der neuzeitlichen Wissenschaft« und seinen »Veränderungen im Verhältnis zur Gesellschaft« zu verstehen, stellt die Frage in den Mittelpunkt, wie wissenschaftliches Wissen Teil der Gesellschaft wird. Diese Frage greift die vorliegende Arbeit auf und versucht aus historischer Perspektive einen Beitrag zu ihrer Beantwortung zu leisten. An dieser Stelle sollen Ergebnisse historischer Arbeiten herangezogen werden, die die Kritik an einem eindimensionalen Verständnis von Rationalisierung untermauern und historische Argumente dafür liefern, weshalb das im vorigen Abschnitt dargestellte Konzept des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Gesellschaft angemessener für das Verständnis von Verwissenschaftlichung ist. Dieser Ansatz soll systematisch mit dem Thema dieser Arbeit, dem Scheintod, verknüpft werden.

Verwissenschaftlichung im Sinne einer eindimensionalen Rationalisierung zu verstehen, hat einen seiner prominentesten Theoretiker nach wie vor in Max Weber. Seine Rationalisierungsthese, die als Diktum von der »Entzauberung der Welt« Eingang in den wissenschaftlichen Kanon gefunden hat, misst der Wissenschaft im allgemeinen Rationalisierungsprozess eine wichtige Rolle zu.<sup>19</sup> Denn entzaubert wird die Welt dadurch, dass es mit der Wissenschaft

»das Wissen davon, oder den Glauben daran [gibt]: daß man, wenn man nur wollte, es jederzeit erfahren könnte, daß es also prinzipiell keine geheimnis-

---

19 Max Weber: Wissenschaft als Beruf 1917/1919. Politik als Beruf 1919. Studienausgabe, Tübingen: Mohr 1994, S. 1-23, S. 9.

vollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip durch Berechnen beherrschen könne«. <sup>20</sup>

Die Wissenschaft, so dieser Ansatz, stellt Methoden und Erkenntnisse bereit, die Rationalisierung der Gesellschaft zu befördern, indem sie die »geheimnisvollen unberechenbaren Mächte«<sup>21</sup> berechenbar, kalkulierbar und damit rationalisierbar macht. Die prinzipiell totalisierende Wirkungskraft der Wissenschaft stellt sich in Webers Perspektive so dar, dass sie alte Wissensformen und traditionelle Handlungsorientierungen komplett destrukturieren kann: Je mehr wissenschaftliche Gesetze und Regelmäßigkeiten entdeckt werden, umso mehr werden Volkskultur und Religion als Bezugsrahmen menschlichen Handelns zurückgedrängt und gehen verloren. In welchem Maße traditionelle Formen der Lebensführung verschwinden, hängt danach von der Durchdringungstiefe und Reichweite der Wissenschaft ab. Solange sie nur Teil der Elitenkultur bleibt, ist der Grad der Rationalisierung einer Gesellschaft niedrig. Die von Weber konstatierte zunehmende Durchdringung aller Lebensbereiche durch einen Prozess formaler Rationalisierung, zu dessen Merkmalen die Bürokratisierung und Rationalisierung der Lebensführung gehören, kennzeichnet das Leben des modernen im Unterschied zu dem des vormodernen Menschen. Gleichzeitig weist Weber auch auf die Schattenseiten eines solchen Prozesses hin. Er bezeichnet die moderne Rationalisierung als »stahlhartes Gehäuse«, in dem die emotionalen und irrationalen Bedürfnisse des Menschen auch in der Moderne nicht befriedigt werden könnten.

Eine solche modernisierungstheoretische Perspektive birgt verschiedene Probleme: In ihrer teleologischen Ausrichtung geht sie davon aus, dass die zunehmende gesellschaftliche Durchdringung von wissenschaftlichem Wissen zur Überwindung von Ideologie (in der Politik beispielsweise) und dem sogenannten Aberglauben und der Religion führt. In dem Maße, in dem Religion und Aberglauben verschwinden, nehme die Rationalität zu. Um die negative, kulturkritische Wahrnehmung dieses Prozesses auf einen Begriff zu bringen, haben Rationalisierungskritiker den Ausdruck der »Kolonisierung der Lebenswelt« geprägt.<sup>22</sup> Sowohl in Bezug auf die Beschaffenheit wissenschaftlichen Wissens, die dieser modernisierungstheoretischen Perspektive zugrunde liegt, als auch im Hinblick auf die prinzipielle Wirkungsmacht der Wissenschaft in ihrer Relation zum tradierten Wissen und zur Religion konterkariert histori-

---

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Weingart hat diese Modelle Technokratietheorien genannt. Vgl. Weingart: *Stunde der Wahrheit?*, S. 19.

sches Wissen Webers Perspektive. Historiker plädieren entsprechend dafür, den Modernisierungsprozess nicht als Zunahme von Wissenschaft und proportional dazu abnehmendem traditionellen Wissen zu betrachten. Ihre Arbeiten belegen, dass die größere gesellschaftliche Präsenz wissenschaftlichen Wissens nicht als lineare Zunahme oder als ersatzlose Verdrängung alter Wissensbestände zu verstehen ist.

So gibt es erstens Hinweise in historischen Arbeiten, die darauf hinweisen, dass die Wissenschaft immer schon durch andere Wissensbestände gewissermaßen kontaminiert und vermischt wurde. Es handelt sich also nicht nur um experimentell-empirisch hergestelltes Wissen, das als wissenschaftliches Wissen gesellschaftlich wirksam wurde, sondern auch wissenschaftliches Wissen griff auf schon vorhandenes Wissen der Bevölkerung oder vorprofessionellen Gruppen zurück. So wurden die Kompetenzen der Leichenwäscherinnen seit Anfang des 18. Jahrhunderts von der frühneuzeitlichen »medizinischen Polizey« in Anspruch genommen, indem ein städtisches Amt für sie geschaffen und sie auch im frühneuzeitlichen Staat zu Funktionsträgerinnen wurden.<sup>23</sup> In Hannover beispielsweise setzte die frühneuzeitliche Verwaltung Leichenfrauen ein, die für die Meldung von ansteckenden Krankheiten zuständig waren sowie mit der Versorgung von alleinstehenden Kranken und Toten betraut wurden. Somit beschränkte sich der Aufgabenbereich der Leichenwäscherinnen im frühen 18. Jahrhundert nicht nur darauf, Tote für die Bestattung vorzubereiten, er erstreckte sich auch auf die Pflege von Kranken und die Begleitung von Sterbenden. Ein Jahrhundert später hatten sich die Verwaltungs- und Tätigkeitsbereiche der Leichenwäscherinnen wieder verändert. In Hannover waren sie seit 1890 Angestellte des Stadtgartenamts, also einer hygienischen Behörde. Sie waren zuständig für diejenigen Leichen, die nicht im Kreise ihrer Angehörigen, sondern in Krankenhäusern oder allein starben. Der behördliche Bedarf von Wissensbeständen, die von Frauen in Tätigkeiten umgesetzt wurden, hatte sich im Professionalisierungsprozess offensichtlich eingeschränkt. Nur noch die Armen- und Begleitfürsorge blieb übrig. Die Kompetenz der Todesfeststellung bei ambivalenten Fällen beispielsweise war auf

---

23 Vgl. Karljosef Kreter: »... das ich doch die Todten auf hiesiger Neustadt alle bekommen möge«. Totenfrauen – Geschlechterfragen beim Dienst am Toten«, in: Karin Ehrich/Christiane Schröder (Hg.): *Adelige, Arbeiterinnen und .... Frauenleben in Stadt und Region Hannover*, Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 1999, S. 87-111; in Marburg waren die Totenfrauen seit 1799 städtische Angestellte: Dietmar Cremers: »Totenweiber und Totengräber in einer mittelhessischen Kleinstadt – zwei Beispiele zum Umgang mit dem Leichnam im 19. Jahrhundert«, in: Norbert Stefenelli (Hg.): *Körper ohne Leben. Begegnungen und Umgang mit Toten*, Köln/Weimar: Böhlau 1998, S. 181-187.

Ärzte übergegangen. Gleichzeitig rüsteten die Ärzte technisch auf, was die Asymmetrie zwischen Handlungsbefugnissen, die auf tradiertem Wissen und wissenschaftlichem Wissen beruhten, im Laufe des 19. Jahrhunderts noch verstärkte. Instrumente wie das Stethoskop erleichterten dann die Feststellung des Herzstillstandes.

In Bezug auf das Verhältnis zwischen wissenschaftlichem Wissen und anderen Wissensbeständen hat der französische Historiker Alain Corbin herausgearbeitet, wie Geruchsbelästigung zu einem wissenschaftlichen Konzept wurde. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts setzte eine Debatte über den Zustand der Friedhöfe ein, in deren Zentrum die Klagen über ihre Überfüllung und die damit entstandenen Gerüche standen. Ärzte und Chemiker wiesen auf die daraus resultierende Gefährdung der Lebenden durch die Ausdünstungen der verwesenden Leichen hin und belegten ihre Behauptungen mit Schwindel- und Ohnmachtsanfällen, die bei Friedhofsbesuchern auftraten. Die Sensibilität für hygienische Mängel der Begräbnisstätten war Teil einer medizinischen Auseinandersetzung, die im Zuge der Aufklärung entstanden war und die Fragen der öffentlichen Gesundheitspflege aufgriff. Bürgerliche Sensibilitäten wie Geruch und Ekel waren Grund genug, wissenschaftliche Aktivitäten zu mobilisieren und besaßen zugleich Gültigkeit als empirischer Beweis.<sup>24</sup> Entsprechend sind für die vorliegende Arbeit nebeneinander existierende Wissensbestände und der Wandel ihrer sozialen Bedeutung von Interesse. Das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* (HWDA) gibt beispielsweise eine Fülle von Auskünften darüber, wie man sich im Todesfall zu verhalten habe und wie mit dem toten Körper umzugehen sei. Auch wenn berücksichtigt werden muss, dass dieses Werk ein Produkt der Volkskunde des 19. Jahrhunderts ist, das den Volksglauben tendenziell als Aberglauben romantisiert oder deklassiert, ist es dennoch eine Fundgrube, die erkennen lässt, dass das Wissen über den Tod immens war und die Menschen über ein großes Repertoire an Handlungsanweisungen verfügten.

Des Weiteren konterkarierte die Wahl der wissenschaftlichen Objekte im Professionalisierungsprozess den ärztlichen Anspruch auf Objektivität und Universalität. Mediziner bezogen ihr Wissen am Krankenbett in erster Linie über diejenigen Menschen, die außerhalb der sozialen Ordnung standen und die sich überhaupt nur in Krankenhäusern befanden, weil kein soziales Netzwerk sie auffing.<sup>25</sup> Auch Frauen waren dies-

---

24 Vgl. Alain Corbin: Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs, Berlin: Wagenbach 1982, S. 59 ff; vgl. auch Ariès: Geschichte des Todes, S. 634 ff.

25 Vgl. Michel Foucault: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks, München: Hanser 1973.

bezüglich bevorzugte Untersuchungsobjekte. Als »das Andere« in der bürgerlichen Gesellschaft boten sie sich als Beleg für das basale Unterscheidungskriterium der bürgerlichen Gesellschaft (»normal« versus »pathologisch«) an. Die anatomischen Theorien und Darstellungen des 19. Jahrhunderts liefern anschauliche Beispiele für diese Konstruktionsleistung. Die Anatomen strebten an, durch das Öffnen einer Leiche das unsichtbare Reich des menschlichen Körperinneren sichtbar zu machen und ihre Theorien am Körper einer toten Frau zu verifizieren.<sup>26</sup> Entsprechend betrafen medizinische Theorien Männer und Frauen auf unterschiedliche Art und Weise. So wurde Frauen am Ende des 18. Jahrhunderts eine höhere Affinität zum Scheintod zugewiesen und diese konnte medizintheoretisch begründet werden. Der Arzt Christoph Wilhelm Hufeland attestierte den Frauen in seiner Abhandlung über den Scheintod, dass »die Dauer der Reizbarkeit bey dem weiblichen Geschlecht länger [sei], als bey dem männlichen; auch ist die Reizbarkeit bey ihnen in einem stärkeren Grade. Das weibliche Geschlecht ist dem Scheintode mehr ausgesetzt, als das männliche«.<sup>27</sup> Der Wissenschaft gelang es durch Theorien wie dieser, die Konstruktion »normal« versus »pathologisch« zu legitimieren und die Assoziation von Frauen mit Krankheit, Leiden und Verfall zu objektivieren und zu verifizieren.

Ein weiteres Beispiel für das komplexe Verhältnis zwischen wissenschaftlichem Wissen und alten Wissensbeständen stellt Carl von Linnés Klassifikationssystem der Botanik dar. Es macht deutlich, dass wissenschaftliche Bezeichnungen vorher vorhandene Begrifflichkeiten zwar kategorial unterwanderten, aber nicht aufhoben. Linné schuf mit seinem 1735 erschienenen Werk *Systema Naturae* die Grundlage der modernen biologischen Systematik.<sup>28</sup> Die binäre lateinische Nomenklatur, die mit der Festlegung des Artenbegriffs verbunden war und auf der Verteilung, Zahl und Verwachsung der Geschlechtsorgane gründete, gab der Pflanzenwelt eine bis heute gültige neue Systematik. Sie führte jedoch nicht dazu, dass umgangssprachliche Namen der Pflanzen ausstarben, beispielsweise existierte neben der Bezeichnung »*Viola canina*« die Angabe »Hundsveilchen«. Es entstand also eine Art mehrschichtiger Alltag,

---

26 Vgl. Ruth Richardson: *Death, Dissection and the Destitute*, London/New York: Routledge & Paul 1987; Elisabeth Bronfen: *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München: Kunstmann 1994.

27 Christoph Wilhelm Hufeland: *Der Scheintod, oder Sammlung der wichtigsten Thatsachen und Bemerkungen darüber*, in alphabetischer Ordnung, Berlin: Matzdorff 1808, S. 96-97.

28 Vgl. Londa Schiebinger: »Das private Leben der Pflanzen. Geschlechterpolitik bei Carl von Linné und Erasmus Darwin«, in: Michael Hagner (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*, Frankfurt am Main: Fischer 2001, S. 107-133.

in dem wissenschaftliche Namen und alltagssprachliche Bezeichnungen gleichermaßen verwendet wurden.

In allen diesen Fällen führte Verwissenschaftlichung zwar zur Delegitimierung ehemals vorherrschender Werte, die Destrukturierung bedeutete aber gleichzeitig eine Restrukturierung der Gesellschaft, indem neue und andere Institutionen und Normen gebildet wurden.<sup>29</sup> Für historische Analysen des Verwissenschaftlichungsprozesses ist entsprechend aufschlussreich, dass eine Gesellschaft neue Institutionen gründet und es ist zu untersuchen, wie sie mit diesen Einrichtungen umgeht. Wie beispielsweise bewältigen die Zeitgenossen die Diskrepanz zwischen wissenschaftlichen Ansprüchen und ihrer Lebenswelt? Wie gehen sie damit um, dass Menschen sich nicht impfen lassen wollten oder sich weigerten, akademische Ärzte aufzusuchen? Zur Beantwortung dieser Frage sind die sozialstrukturellen und mentalitätsgeschichtlichen Bedingungen zu betrachten, auf welche die Strategien zur Durchsetzung der Wissenschaft trafen. So stoßen Versuche, die gesellschaftlichen Praktiken, Gesetze oder Institutionen zu ändern, die sich aus neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen ergeben, auf eine bestimmte Konstellation von rechtlichen, mentalen oder politischen Vorgaben. Auf diese Konstellationen soll in der vorliegenden Arbeit das Augenmerk gerichtet werden. Worauf verweist beispielsweise der Befund, dass die Benutzung von Leichenhäusern am Anfang des 19. Jahrhunderts von der Bevölkerung abgelehnt, am Ende des 19. Jahrhunderts jedoch von ihnen Gebrauch gemacht wurde?

Ein Grund für den sich wandelnden Autoritätsstatus des Wissens kann das konkrete Handeln von Personen sein. Zu untersuchen ist entsprechend, inwiefern die Durchsetzungsfähigkeit des Wissens von der Einbindung lokaler Funktionsträger und Eliten abhängig war. Konnten nichtwissenschaftliche Autoritäten wie Geistliche oder Verwaltungsangehörige gewonnen werden, um die Verbreitung und Popularisierung von Wissen voranzutreiben? Belege in historischen Arbeiten, dass Wissenschaft oder Religion nicht streng getrennte Sphären waren, unterstützen diese Überlegungen: Wissen konnte je nach Situation an ein- und demselben Ort von ein- und derselben Person aktualisiert und für sich beansprucht werden, je nachdem wie die betroffenen Personen die Situation wahrnahmen und welche Rolle sie darin einnahmen. Diese Form der Wahlverwandtschaft zwischen Wissenschaft und Religion und die Personalunion von Gelehrten und Geistlichen hat Steven Shapin gezeigt. Die wissenschaftliche Revolution des 17. Jahrhunderts stand in Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um religiöse Autorität und

---

29 Vgl. Weingart: »Verwissenschaftlichung der Gesellschaft«, S. 229.

Schrifttum, an der Vertreter der Geistlichkeit maßgeblich beteiligt waren.<sup>30</sup> Die Dispute führten nicht dazu, dass die göttliche Autorität abgelehnt oder negiert wurde, sondern die neuen Erkenntnisse wurden mit dem religiösen Wissen harmonisiert. Die Teilnehmer dieser Auseinandersetzungen verstanden sich sowohl als Theologen als auch beanspruchten sie, auf der Höhe des wissenschaftlichen Forschungsstandes zu sein. Gleichzeitig heißt dies auch, dass eine Mehrschichtigkeit des Alltags immer quer zu Milieus, Klassen und Professionen steht.

Neben dem Blick auf personale Wissensvermittler ist zudem von Interesse, wie sich der Status von Wissen über den Gebrauch von Techniken und Instrumenten geändert hat.<sup>31</sup> Wie ist die Herstellung von Autorität durch Personen im Vergleich zu technischen Instrumenten zu gewichten? Lorraine Daston hat in Bezug auf den Fotoapparat darauf aufmerksam gemacht, dass ein mechanischer Gegenstand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zum Garanten für die Herstellung wissenschaftlicher Objektivität wurde, weil er, so die zeitgenössische Auffassung, Authentizität rein mechanisch erzeugen konnte. Objektivität herzustellen hieß, so zeigt dieses Beispiel, das menschliche Eingreifen aus dem wissenschaftlichen Prozess auszuschließen, und technische Geräte schienen dies zu gewährleisten.<sup>32</sup>

Um die Umsetzung von wissenschaftlichen Erkenntnissen vor Ort und den konkreten lokalen Umgang mit den verschiedenen Wissensbeständen in den Blick zu bekommen, haben sich Fallstudien als weiterführender methodischer Zugang erwiesen. Für die vorliegende Studie konnten zwei Fälle eruiert werden. Dabei handelt es sich erstens um eine Klage über »die grausame Gewohnheit des zu frühen Begrabens« aus dem Jahre 1810 im Herzogtum Oldenburg. Anhand dieser wird die Geschichte der Drei-Tages-Regelung für Bestattungen erzählt, die in diesem Zeitraum in verschiedenen deutschen Territorien eingeführt wurde. Zweitens werden anhand des 21-tägigen Scheintodes des Caspar Kreite aus Paderborn aus dem Jahr 1833 die Umstände der Errichtung eines Leichenhauses rekonstruiert. Die Verkleinerung des Maßstabs ermöglicht es zunächst, Aussagen über kulturelle Praktiken und Alltagser-

---

30 Vgl. Steven Shapin: »Woher stammte das Wissen in der wissenschaftlichen Revolution?«, in: Hagner: Ansichten der Wissenschaftsgeschichte, S. 43-103; Oliver Hochadel: Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung, Göttingen: Wallstein 2003.

31 Vgl. Jens Lachmund: Der abgehorchte Körper. Zur historischen Soziologie der medizinischen Untersuchung, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997; Volker Hess, Der wohltemperierte Mensch. Wissenschaft und Alltag des Fiebermessens (1850-1900), Frankfurt/New York: Campus 2000.

32 Vgl. Lorraine Daston: »Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität«, in: Hagner: Ansichten der Wissenschaftsgeschichte, S. 137-158, S. 154.

fahrungen zu treffen. Bezüglich ihrer Repräsentativität sei zugestanden, dass sie – in den Worten Edoardo Grendis – nur das »außergewöhnliche Normale«<sup>33</sup> darstellen: Diese Fälle sind nur aktenkundig geworden, weil sie die öffentliche Ordnung störten und sich Bürokratie, Geistlichkeit und Ärzte einschalteten. In der Art und Weise jedoch, wie diese Störungen behandelt wurden, welche Wissensbestände wirksam und welche Argumente benutzt wurden, gehen sie über die Außergewöhnlichkeit hinaus und weisen auf eine historische Normalität hin.

Des weiteren helfen Fallstudien bei der Beantwortung der Frage, wie Wissen(schaft) sozial implementiert wird, da an einem konkreten Ort Produzenten und Rezipienten von Wissen auftreten und gegebenenfalls miteinander in Kontakt treten (müssen). Die verschiedenen historischen Akteure, Ärzte, Priester und Verwaltungsbeamte, treffen aufeinander und müssen ihre Weltbilder und Ansprüche verhandeln. Der Verlauf und die Ergebnisse des jeweiligen Falls können in dieser Arbeit in Bezug auf die verschiedenen Wissensbestände und ihre Durchsetzungskraft analysiert werden. In Bezug auf die Produktion, Aneignung und Zirkulation von Wissen schließt die vorliegende Arbeit an die Sekundärliteratur an, die es für überholt hält, dass es eine Diffusion der Ideen von oben nach unten gebe und dass soziale Unterschichten die Ideen der Elitenkultur nur passiv aufnahmen.<sup>34</sup> Vielmehr muss man sich den Prozess als ein Amalgam aus Bestandteilen unterschiedlicher Sphären vorstellen. Unterschiedliche Wissenssphären vermischten sich und wurden zu einem neuen Weltbild integriert.<sup>35</sup>

## **Forschungsstand**

Diese Arbeit argumentiert mit einer Diskontinuität in der Sinnstiftung des Todes. Sie geht davon aus, dass die Transformationen in der Aufklärung eine neue Definition von Leben und Tod sowie neue gesellschaftliche Praktiken, Institutionen und Einstellungen im Umgang mit dem Tod hervorgebracht haben. Dafür steht exemplarisch die Diskussion um den Scheintod, die die Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur, welche die Erschütterung der heilsgeschichtlichen Erwartung mit sich brachte,

---

33 Zit. nach Hans Medick: »Mikro-Historie«, in: Winfried Schulze (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994, S. 40-53, S. 47.

34 Vgl. Peter Burke: *Varieties of Cultural History*, Cambridge: Polity Press 1997; Roger Chartier: *Cultural History between Practices and Representations*, Ithaca: Cornell University Press 1987.

35 Mittlerweile klassisch Carlo Ginzburg: *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*, Berlin: Wagenbach 1990.

reflektiert. Diese Veränderungen erfassten auch nicht-medizinische und nicht-wissenschaftliche Wissensbestände, die sich ihrerseits mit Veränderungen in der Sinnstiftung des Todes auseinandersetzen mussten. Das Thema Tod ist also ein Schlüsselphänomen für die Epochen-schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert: Denn die gesellschaftlichen Transformationsprozesse und die neue Sinnstiftung des Todes stellen parallele Diskontinuitäten dar, die sich gegenseitig erhellen. Diese Diskontinuitäten durch die Aufklärung einerseits und in der Sinnstiftung des Todes andererseits werden deshalb so hervorgehoben, weil sie konstitutiv für die moderne Gesellschaft sind und die moderne von der vormodernen Gesellschaft unterscheiden. In der Diskussion um den Scheintod kommt entsprechend ein Todesverständnis zum Ausdruck, das für ein modernes Verständnis des Todes steht.

Der nun folgende Abschnitt greift diese parallele Diskontinuität auf und diskutiert in einem ersten Schritt den Zusammenhang zwischen dem historischen Befund der erschütterten heilsgeschichtlichen Erwartung und den Deutungen, die der modernen Gesellschaft für die Sinnstiftung des Todes angeboten werden. Der Verlust der Auferstehungshoffnung und des Lebens im Jenseits hat kulturkritische Ansätze hervorgebracht, die genau dies beklagen. Von philosophischer und sozialwissenschaftlicher Seite ist ein solches Deutungsangebot, das auch in den Feuilletons sehr prominent war und noch immer ist, die These von der »Verdrängung des Todes«.<sup>36</sup> Diese These wird auf ihren Gehalt überprüft und innerhalb weiterer sozialwissenschaftlicher Deutungsangebote positioniert. Dadurch soll deutlich werden, dass der Bruch zwischen moderner und vormoderner Gesellschaft entlang der Erschütterung der heilsgeschichtlichen Erwartung verläuft und dieser Bruch argumentativ von den modernen Sozialwissenschaften genutzt wurde. Erst dann wird in einem zweiten Schritt die Historiographie über den Scheintod im 18. und 19. Jahrhundert nach ihren Ergebnissen befragt und es wird dargestellt, wie die vorliegende Arbeit an die Sekundärliteratur anschließt.

Die Geschichte des Todes seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wird gemeinhin wie folgt erzählt: Das Bevölkerungswachstum sowie die Akkumulation des Kapitals und des Wissens im 19. und 20. Jahrhundert führten mithilfe der staatlichen Institutionen dazu, den Bereich des Todes neu zu regeln. Vormalige Umgangsformen mit dem Tod erwiesen sich angesichts des sozialen Wandels als ungeeignet und so wurden die Bürokratie, die Medizin, das Recht und die Professionen zur Steuerung des gesellschaftlichen Umgangs mit Tod und Sterben herangezogen. Be-

---

36 Vgl. zur Verdrängungsthese zuletzt Armin Nassehi/Georg Weber: »Verdrängung des Todes – Kulturkritisches Vorurteil oder Strukturmerkmal moderner Gesellschaften?«, in: Soziale Welt 39 (1988), S. 377-396.

stattungsunternehmer, Ärzte und Verwaltungsbeamte nahmen der Familie und Nachbarschaft den Umgang mit dem Tod mehr und mehr ab. Im 19. Jahrhundert, so lautet die gängige These für die Geschichte des Todes, begannen Wissenschaft und Technik gemeinsam mit Bürokratie und Wirtschaft Leben und Tod zu kontrollieren.

Diese Literatur ist grundsätzlich mit einer mehr oder weniger verhaltenen Kulturkritik an der modernen Industriegesellschaft unterlegt. Sie beklagt, dass der Tod in der Moderne verdrängt würde.<sup>37</sup> Seine Tabuisierung, die Unfähigkeit, den Tod zu kommunizieren und ihn damit zum Bestandteil des Lebens zu machen, seien Merkmale des modernen Verhältnisses zum Tod. Der zweite Subtext, der die Forschungsliteratur durchzieht, besteht in den normativen Implikationen, die in diesen Texten für die moderne Gesellschaft bereitgestellt werden. Die Verdrängung des Todes führe zur Einsamkeit der Sterbenden in den Krankenhäusern und verdränge ihn, der doch gleichsam natürlicher Bestandteil des Lebens wie Geburt, Pubertät oder Alter sei, aus der Lebenswirklichkeit. Ein sogenannter »guter« Tod geschähe inmitten der Familie, umgeben von Freunden und werde aufgefangen von der Gemeinschaft.

Diese Kulturkritik bezieht ihre Plausibilität in erster Linie aus den Individualisierungs- und Entfremdungstheorien der modernen Gesellschaft.<sup>38</sup> Denn auch gegenwärtig müssen Menschen mit dem Tod des anderen und dem Bewusstsein ihrer eigenen Sterblichkeit konkret umgehen und sich konfrontieren: Sie müssen Bestattungen organisieren und den Verlust durch Tod verarbeiten. Die Verdrängungsthese verstellt durch ihre Romantisierung der traditionellen Gesellschaften jedoch den Blick auf die konkreten Praktiken, die in der modernen Gesellschaft an die Stelle von traditionellen Verarbeitungsformen getreten sind. Denn, darauf haben Autoren wie Norbert Elias und der französische Historiker Michel Vovelle hingewiesen, ist die Verdrängung des Todes kein genuin

---

37 Die ersten sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen, die von einer Verdrängung des Todes sprachen, waren Herman Feifel (Hg.): *The Meaning of Death*, New York/Toronto/London: McGraw-Hill 1959 und Geoffrey Gorer: *Death, Grief and Mourning in Contemporary Britain*, London: Cresset Press 1965. Für den deutschsprachigen Raum vgl. Werner Fuchs (Hg.): *Todesbilder in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1969.

38 Vgl. Klaus Feldmann: »Sterben und Tod. Sozialwissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse«, Opladen: Westdeutscher Verlag 1997, S. 34; Alois Hahn: »Tod und Sterben in soziologischer Sicht«, in: Jan Assmann/Rolf Trauzettel (Hg.): *Tod, Jenseits und Identität. Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Thanatologie*, Freiburg: Alber 2002 (= Veröffentlichungen des »Instituts für Historische Anthropologie e.V.«, Bd. 7), S. 55-89.

neuzeitliches Phänomen.<sup>39</sup> Angst vor dem Tod und seine Tabuisierung habe es zu allen Zeiten gegeben, geändert hätten sich laut Elias nur die Formen der Verdrängung. Auch für Michel Vovelle sind ältere Formen der Verdrängung nur durch neuere abgelöst worden. So sei beispielsweise an die Stelle der mythischen Negation des Todes das Verbergen des biologischen Vorgangs, der realen Leiche, getreten. Die Konfrontation mit dem Tod ist nicht verschwunden, sie ist nur anders, vielfältiger und vermittelter geworden.

Um den normativen Setzungen und kulturkritischen Fluchtpunkten der Verdrängungsthese zu entgehen, sind neuere soziologische Arbeiten von einer differenzierungstheoretischen Perspektive ausgegangen. Danach gibt es eine funktionale Zergliederung der Gesellschaft, in der die an dem Umgang mit dem Tod Beteiligten – so das Krankenhaus und das Pflegeheim, die Bürokratie und die Bestatter – sich Tod und Sterben auf jeweils spezifische Weise angeeignet haben. Der Tod wurde demnach nicht verdrängt, sondern die Praktiken im Umgang mit Tod und Sterben differenzierten sich lediglich aus.<sup>40</sup> Diese differenzierungstheoretische Perspektive ist eng an das Verwissenschaftlichungskonzept gebunden, das in dieser Arbeit Anwendung findet. Denn wie sich die Praktiken im Umgang mit Tod und Sterben ausdifferenzierten, differenzierte sich auch das Wissen über den Scheintod aus. Er verschwand nicht oder löste sich im Zuge der Verwissenschaftlichung auf, sondern hielt als Koma oder Erste-Hilfe-Thema, als Belletristik oder Gesetz zur Leichenschau Eingang in die zuständigen gesellschaftlichen Funktionsbereiche.

Auch die Rolle der Religion in der modernen Gesellschaft erscheint in der differenzierungstheoretischen Perspektive in einem anderen Licht.<sup>41</sup> Die Form der religiösen Sinnstiftung am Ende des Lebens veränderte sich nicht deshalb, weil es keinen gesellschaftlichen Erklärungsbedarf mehr gibt. Jedoch wandelte sich die gesellschaftliche Rolle der Religion überhaupt, etwa in der Politik und den Wissenschaften, was sich schließlich auch im Umgang mit dem Tod niederschlug. Im Verlauf der modernen Gesellschaft wurde die Religion zu einem Deutungssystem neben anderen. Deshalb ist auch die Geschichte des Umgangs mit dem Tod von einer latenten Konkurrenz zwischen religiöser und wissen-

---

39 Vgl. Norbert Elias: *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983; Michel Vovelle: *Piété Baroque et Déchristianisation en Provence au XVIIIe Siècle. Les Attitudes Devant la Mort d'Après les Clauses des Testaments*, Paris: Plon 1983.

40 Vgl. Norbert Fischer: *Wie wir unter die Erde kommen. Sterben und Tod zwischen Trauer und Technik*, Frankfurt am Main: Fischer 1997; Feldmann: *Sterben und Tod*, S. 11-17.

41 Vgl. Niklas Luhmann: *Funktion der Religion*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982.

schaftlich-medizinischer Interpretation geprägt. Konflikte zwischen den unterschiedlichen Deutungssystemen werden meist konkret ausgetragen, wenn etwa die Ärzte ihre Kompetenz für die Leiche geltend machen, die damit nicht nur Objekt der Religion, sondern auch medizinischer Sorge wurde. Der differenzierungstheoretischen Perspektive gelingt es wegen ihres höheren Abstraktionsgrades und des geringeren kulturkritischen *Bias*, Wissensbestände wie die Religion nicht von vornherein aus der Untersuchung wissenschaftlicher Prozesse auszuschließen und offener für das Nebeneinander unterschiedlichen Wissens zu bleiben.

Um den Bogen zu dem anfangs postulierten Zusammenhang zwischen der Erschütterung der heilsgeschichtlichen Erwartung und den soziologischen und philosophischen Deutungsangeboten zu schlagen, soll auf eine Gemeinsamkeit der differenzierungstheoretischen Perspektive und der Verdrängungsthese hingewiesen werden: Sie werden beide nicht zufällig auf die Beschaffenheit und den Zustand moderner und nicht vor-moderner Gesellschaften angewendet. Denn beide Thesen oder Theorien beinhalten den Wandel in der Sinnstiftung des Todes schon als Voraussetzung oder haben das moderne Verständnis des Todes implizit zu ihrem Grundpfeiler gemacht. Während die Verdrängungsthese den Verlust des »guten« Todes beklagt und ihn aus dem allgemeinen Bewusstsein verdrängt sieht, fasst die Differenzierungstheorie diesen Verlust abstrakter. So kann man argumentieren, dass die Idee moderner Funktionssysteme darauf basiert, den durch die erschütterte christliche Heilsgeschichte verlorenen Sinn zu kompensieren, indem – systemtheoretisch formuliert – die anthropologische Konstante Tod in den jeweiligen Funktionssystemen in die entsprechenden Codes übersetzt wird. Durch die Umsetzung der anthropologischen Konstante »Tod« in ein spezifisches Funktionssystem wird dem Tod Sinn verliehen. Wenn die Medizin Krebstherapien oder Medikamente entwickelt und wenn die Wirtschaft das System der Lebensversicherungen ausbaut, so sind dies in einer Gesellschaft, die sich nicht mehr auf ein Weiterleben im Jenseits verlassen kann, sinnvolle Maßnahmen des Umgangs mit Tod und Sterben. Diese Übersetzungstätigkeit ist damit eine Form, mit dem Verlust der Auferstehungshoffnung umzugehen und stellt eine Form der Sinnstiftung des Todes dar: Sie nahm ihren Anfang in den Lebensrettungs-, Lebenserhaltungs- und Lebensverlängerungsmaßnahmen seit der Aufklärung.

Wenn an dieser Stelle von Sinn gesprochen wird, geschieht das nicht im Sinne eines positiv besetzten oder normativ gemeinten »sinnvoll«. Mit sinnförmigem Erleben und Handeln ist gemeint, dass individuelles Tun an den Möglichkeitsraum einer Gesellschaft anschließt, der durch die sozialen, kulturellen und kollektivmentalistischen Ressourcen vorge-

geben ist.<sup>42</sup> In der modernen Gesellschaft, in der die Unsterblichkeit der Seele nicht mehr gesichert ist, kann es entsprechend für sinnvoll gehalten werden, neue Unsterblichkeitsstrategien zu entwickeln und sich beispielsweise als Plastinat verewigen zu lassen. So ist Günther von Hagens Ausstellung »Körperwelten«, die Millionen Besucherinnen und Besucher anzieht, gerade deshalb so populär, weil darin das Angebot gemacht wird, irdische Unsterblichkeit zu erlangen.<sup>43</sup> Die zahlreichen Menschen, die zu Lebzeiten die Einwilligung geben, sich plastinieren zu lassen, sehen in der Ausstellung ästhetisierte Körper, die bis in alle Ewigkeit überdauern, und streben dies auch für sich selbst an. Was von einer Gesellschaft als sinnvoll bewertet wird, hängt also vom jeweiligen Bezugsrahmen ab und verweist auf die existenten Werthaltungen und Normen. Ob in einer Gesellschaft Unsterblichkeitsphantasien populär sind oder diese im Umgang mit Tod und Sterben überhaupt nicht auftauchen – welche Entscheidungen eine Gesellschaft für ihre Sinnstiftung des Todes trifft – gibt damit Auskunft über die Beschaffenheit der Gesellschaft.

Was die soziologische Theorie als Übergang von der stratifizierten zur funktional-differenzierten Gesellschaft beschreibt, greift in ihren Unterscheidungskriterien auf historisches Wissen zurück. Reinhart Koselleck hat diesen Übergang als »Auflösung der alten und die Entstehung der modernen Welt« bezeichnet, der sich als gesellschaftliche Erfahrung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Bewusstsein der Menschen niederschlug.<sup>44</sup> In der Geschichte des Todes ist diese Transformation als Säkularisierung oder wie in der französischen Historiographie als Dechristianisierung beschrieben worden. Sie hatte die zunehmende Trennung der Lebenden von den Toten zur Folge. Dabei wird ein erster Säkularisierungsschub für die Periode der Konfessionalisierung konstatiert. Der für das Mittelalter geltenden These von der Gemeinschaft der Lebenden und der Toten (*communio vivorum et mortuorum*) wurde seit der Reformation eine Hinwendung zum Diesseits gegenübergestellt, die zum einen eine Schwächung klerikalen Einflusses mit sich brachte und zum anderen die Einstellung stärkte, dass das Leben im Diesseits durchaus gottgefällig sei. Die Reformation stärkte Formen des bürgerlichen Zusammenlebens und reduzierte die Rolle des Klerus bei der Beerdi-

42 Vgl. Luhmann: »Gesellschaftliche Struktur und semantische Tradition«, S. 17-18.

43 Vgl. Thomas Assheuer: »Die Olympiade der Leichen. Der Tabubruch erreicht eine neue Qualität. Gunther von Hagens »Körperwelten« ziehen in ein Hamburger Erotik-Museum«, in: Die ZEIT, Nr. 35, 21.08.2003, S. 35. 5200 Leichen wurden Gunther von Hagens bis zu diesem Zeitpunkt bereits für seine »Körperwelten«-Ausstellung gespendet.

44 Reinhart Koselleck: »Einleitung«, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 1, S. XIII-XXVII, S. XIV.

gung.<sup>45</sup> Diese Form der Verweltlichung tastete den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und ihr Schicksal im Jenseits jedoch nicht an.

Maßgeblich für die Geschichte der Dechristianisierung des 18. und 19. Jahrhunderts sind nach wie vor die Ergebnisse des französischen Historikers Michel Vovelle. In Bezug auf das Verhältnis zwischen Religion und Einstellung zum Tod setzt er den Prozess der Dechristianisierung zwischen 1760 und 1815 an. In dieser Zeit nahmen religiöse Formeln in Testamenten, die Vovelle in großer Anzahl untersuchte, ab. Es wurde weniger nach Messen für die verstorbenen Seelen verlangt, und die Anrufung der Heiligen verschwand aus diesen Schriftstücken.<sup>46</sup> Die Geschichte des Todes seit dem 18. Jahrhundert ist als Geschichte der Verdiesseitigung und der Sicherung des diesseitigen Lebens geschrieben worden. Der Verlust der heilsgeschichtlichen Erwartung habe dazu geführt, sich am Leben zu orientieren und die Lebenden von den Toten zu trennen.<sup>47</sup> Sichtbarstes Zeichen für die Trennung von Lebenden und Toten war die Auslagerung der Friedhöfe vor die Städte. Der Tod war also nicht im kulturkritischen Sinne verdrängt worden, aber er wurde zumindest räumlich an den Rand verlegt. Die entstehende moderne Hygiene, die den Ausdünstungen toter Körper Schäden für die Gesundheit der Lebenden zuschrieb, lieferte das Argument, die Friedhöfe vor die Städte zu verlegen.<sup>48</sup> Die Hygiene war eine Wissenschaft neben anderen, mit deren Hilfe Leben und Tod des Menschen neu geregelt wurden. Daneben wurden auf Grundlage mathematischer Verfahren Mortalitätsstatistiken eingeführt worden und die Medizin schrieb Ernährung und gesunde Lebensführung auf ihre Agenda.<sup>49</sup>

In diesen Zusammenhang der Wissenschaften der Aufklärung gehört auch die Diskussion um den Scheintod. Der folgende Abschnitt widmet sich deshalb nun der Sekundärliteratur über den Scheintod und stellt ihre Ergebnisse vor. Die vorhandene Sekundärliteratur wird nach Anschlussmöglichkeiten für die vorliegende Arbeit befragt und dabei in Beziehung zu den eigenen Fragestellungen gesetzt. Die Fragenkomplexe der bereits existierenden Studien können in zwei Stränge geteilt werden: Es gibt zum einen medizinhistorische Studien, die sich der medizinischen De-

---

45 Vgl. Martina Kessel: »Sterben/Tod Neuzeit«, in: Peter Dinzelsbacher (Hg.): Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen, Stuttgart: Kröner 1993, S. 260-274.

46 Vgl. Vovelle: *Piété Baroque et Déchristianisation*.

47 Noch immer maßgeblich diesbezüglich ist Ariès: *Geschichte des Todes*.

48 Vgl. Corbin: *Pesthauch und Blütenduft*, S. 59 ff; Norbert Fischer: *Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland*, Köln/Wien: Böhlau 1996, S. 15 f.

49 Vgl. Erwin H. Ackerknecht: »Death in the History of Medicine«, in: *Bulletin of the History of Medicine* 43 (1968), S. 19-23.

batte im engeren Sinne gewidmet haben. In ihnen geht es um die Frage nach der historischen Realität des Scheintodes, die auf die Wirkungsmächtigkeit der damaligen Medizin bezogen wird.<sup>50</sup> Der zweite Strang der Forschungsliteratur hat sich um eine sozial-, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Verortung bemüht. In ihnen geht es weniger um den medizinischen Fortschritt und die Entwicklung wissenschaftlicher Techniken, sondern um Fragen der Professionalisierung und Medikalisierung, um kulturelle Praktiken im Umgang mit Tod und Sterben sowie sozialstrukturelle Voraussetzungen und Bedingungen der Scheintoddebatte.

Geschah es tatsächlich, dass Menschen lebendig begraben wurden, und stimmen die zahlreichen Fälle, die im 18. Jahrhundert kolportiert wurden? War außerdem die Angst der Menschen vor einem vorzeitigen Begräbnis angesichts der medizinisch-wissenschaftlichen Fähigkeiten berechtigt? Der langjährige Gerichtsmediziner Koch verneint, dass ihm in seiner Praxis jemals solche Fälle untergekommen seien. Das Phänomen Scheintod als *Vita reducta* gebe es als physiologischen Zustand natürlich, in der Medizin bezeichne er einen so starken Rückgang aller Stoffwechselprozesse, dass sie ohne apparative Hilfe nicht mehr festzustellen seien. Entsprechend sei es durchaus möglich, dass dann und wann Fälle vorgekommen seien und noch immer vorkommen, bei denen Menschen lebendig begraben wurden. Angesichts der mangelhaften wissenschaftlichen Kenntnisse und der fehlenden technischen Geräte der Ärzte sei auch durchaus vorstellbar, dass eine reale Gefahr bestanden habe. Das Maß, in dem die Angst vor dem Scheintod die Gemüter des 18. Jahrhunderts in Atem hielt, interpretiert Koch jedoch als Aberglauben, als tradierte Vorstellung, die im sozialen Gedächtnis in ähnlicher Weise verankert sei wie die Existenz von Hexen.

In ähnlicher Weise urteilt der britische Historiker John McManners in seinem Buch über die Einstellung zum Tod in der Aufklärung. Der Scheintod sei nichts anderes gewesen als französische Hypochondrie,<sup>51</sup> die die Medizinhistorikerin Ingrid Stoessel gar tiefenpsychologisch deutet.<sup>52</sup> Es handle sich dabei um eine pathologische Form der Angst, die aus der Verdrängung des Todes in der modernen Gesellschaft resultiere

---

50 Vgl. Tankred Koch: *Lebendig begraben*, Leipzig: Tosa 1990; Jan Bondeson: *Buried Alive. The Terrifying History of Our Most Primal Fear*, New York: W. W. Norton & Co. 2001; Elisabeth Vogl: *Der Scheintod. Eine medizingeschichtliche Studie*, med. Diss. TU München: ohne Verlag 1986.

51 Vgl. John McManners: *Death and the Enlightenment*, Oxford: Clarendon 1981, S. 48-49.

52 Vgl. Ingrid Stoessel: *Scheintod und Todesangst. Äußerungsformen der Angst in ihren geschichtlichen Wandlungen (17.-20. Jahrhundert)*, Feuchtwangen: Kohlhauser 1983.

und in Phasen bis heute wiederkehre. Sowohl Koch als auch McManners und Stoessel kommen zu dem Schluss, dass die zahlreichen Publikationen, die das 18. und 19. Jahrhundert über dieses Thema produziert hat, nicht bewiesen, dass es tatsächlich zahlreiche Scheintodfälle gegeben habe. Die im 18. Jahrhundert initiierte Debatte habe jedoch glücklicherweise, gewissermaßen als Nebeneffekt, dazu geführt, den Gesetzgeber, die moderne Wissenschaft und die Technik zu veranlassen, Vorbeugungsmaßnahmen für den unwahrscheinlichen Fall zu entwickeln. Entsprechend lautet Kochs Resümee in Bezug auf die Gefahr des Scheintodes: »Moderne Gesetze, moderne Wissenschaft, moderne Techniken haben das Problem des Lebendig-Begrabenwerdens gelöst.«<sup>53</sup>

Die Publikationswelle über den Scheintod deutet die Medizinhistorikerin Margrit Augener hingegen als Mittel der Ärzte und Naturforscher, den Staat und die Öffentlichkeit in diese Problematik einzubinden. Sie schätzt damit eine reale Gefahr im 18. Jahrhundert höher ein, denn die medizinische Wissenschaft habe nicht über die geeigneten wissenschaftlichen Erkenntnisse und Mittel verfügt, das Scheintodproblem zu lösen und musste auf nicht-wissenschaftliche Mittel wie Gesetzeserlasse und Volksaufklärung setzen. Der Fokus der Debatte habe entsprechend darin bestanden, auf Missstände des Begräbniswesens hinzuweisen und der Nachlässigkeit der Bevölkerung diesbezüglich entgegenzuwirken.<sup>54</sup> Der dänische Medizinhistoriker Jan Bondeson schätzt die Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden ebenfalls als eine reale Gefahr ein. Zwar gesteht auch er zu, dass es sich bei den vielen verbreiteten Fällen um literarisch geronnene Ängste oder tradierte Geschichten handelt. Jedoch glaubt der Medizinhistoriker, dass es in Seuchen- und Kriegszeiten durchaus möglich war, als Opfer während einer Epidemie oder im Krieg irrtümlich für tot gehalten worden zu sein.<sup>55</sup>

Die Geschichte des Scheintodes endet in diesen Werken da, wo die neuzeitliche Wissenschaft in Zusammenarbeit mit dem Staat und seiner Exekutive es schafft, Gesetze zur Verlängerung der Beerdigungsfristen durchzusetzen und Leichenhäuser zu bauen, in denen Scheintote von Ärzten überwacht werden können. Die erfolgreiche Eindämmung der Gefahr vor dem Scheintod wird weiterhin den Gesetzen zugeschrieben, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eingehalten wurden. Die mangelnde Akzeptanz der Leichenhäuser innerhalb der Bevölkerung wird dem geringen Maß an Verwissenschaftlichung zugeschrieben. So beendet Jan Bondeson seine Geschichte des Scheintodes um 1890 und gibt

---

53 Koch: *Lebendig begraben*, S. 109.

54 Vgl. Margrit Augener: *Scheintod als medizinisches Problem im 18. Jahrhundert*, med. Diss. Kiel: ohne Verlag 1965.

55 Bondeson: *Buried Alive*, S. 32-34 und S. 254.

die Vorkriegszeit als den Zeitraum an, in dem die Angst vor dem Lebendigbegrabenwerden verschwand. Er macht dafür den medizinischen Fortschritt und die ärztliche Autorität verantwortlich.

Neben diesen teleologisch ausgerichteten und dem Modell zunehmender Rationalisierung folgenden Geschichten haben andere Arbeiten sich um eine tiefenschärfere ideen-, sozial- und kulturgeschichtliche Einbettung bemüht. So widmet Philippe Ariès dem Scheintod in seiner monumentalen *Geschichte des Todes* zwar nur ein kurzes Kapitel, er verortet die Angst vor dem Scheintod jedoch als Ausdrucksform eines explizit modernen Todesverständnisses.<sup>56</sup> Die Angst vor dem Scheintod sei einerseits nur imaginär gewesen, so Ariès, und die Geschichten über das Lebendigbegrabenwerden seien entsprechend in ihrer Fülle unglaubwürdig, andererseits jedoch stellte diese gesellschaftliche Phantasie eine Form des Ausdrucks dar, in der das Erschrecken über das neue Todesverständnis ausgelebt worden und in die die Angst vor der ungewiss gewordenen Unsterblichkeit geronnen sei.

Martin Patak leitet die Angst vor dem Scheintod direkt aus der Philosophie der Aufklärung ab.<sup>57</sup> Er interpretiert sie ideengeschichtlich. Weil es den Glauben an ein Nachher nicht mehr gab, orientierten sich die Aufklärer an der Erforschung und der Erhaltung des Lebens. Auch Patak geht davon aus, dass die Gefahr, lebendig begraben zu werden, schon lange bekannt gewesen war, aber erst der Aufklärung bedurfte, damit sich jemand dieses Problems annahm. Weil die an Leben und Licht orientierten Aufklärer die Vorstellung schreckte, in einem dunklen Grab jämmerlich zu ersticken, seien sie angesichts dieser Gefahr von ihren Gefühlen übermannt worden und übersteigerten ihre Angst ins Unermessliche. Damit erklärt Patak die Vielzahl der Publikationen über den Scheintod. Dass die Bemühungen zur Wiederbelebung institutionalisiert werden konnten, lag, so Patak, an den real- und machtpolitischen Absichten des absolutistischen Staates, der Interesse an gesunden und lebensfähigen Staatsbürgern und Untertanen hatte. Die Angst vor dem Scheintod, so Pataks Schlussfolgerung, diene als Motor für den medizinischen Fortschritt und die wissenschaftliche Klärung dieses Problems.

Sean Quinlan interessiert sich für die Frage, welche Impulse die Scheintoddebatte der Professionalisierung der Ärzte in Frankreich und

---

56 Ariès: *Geschichte des Todes*, S. 504-517, S. 515 f. Aus medizingeschichtlicher Perspektive verfolgt diesen Ansatz auch Ernst Burkelt: *Über die Verhütung des Scheintodes*, med. Diss. München: ohne Verlag 1984.

57 Vgl. Martin Patak: *Die Angst vor dem Scheintod in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Zürich: Juris 1967.

England gab.<sup>58</sup> Für ihn verkörpert sie eine Krise innerhalb der medizinischen *Community*, die die Ärzte als eine Plattform auf ihrem Weg der erfolgreichen Professionalisierung nutzten. Die Beschäftigung der Ärzte mit der Frage der eindeutigen Todesfeststellung um 1740 interpretiert Quinlan als Ansporn, sich praktischen Lösungen zuzuwenden und damit ihre gesellschaftliche Wichtigkeit und ihren sozialen Nutzen zu demonstrieren: Die Ärzte fingen an, erfolgreiche Wiederbelebungsverfahren und Kriterien der Todesfeststellung zu entwickeln und schlugen in Form von angewandtem medizinischen Wissen Kapital für ihre Professionalisierung.

Martina Kessel ordnet den Scheintod in den Prozess der Dechristianisierung des 18. Jahrhunderts ein und macht die Frage der individuellen Selbstermächtigung zu ihrem Thema.<sup>59</sup> Sie erklärt das Interesse der Zeitgenossen an dieser Frage zum einen mit der wissenschaftlichen Bereitschaft, Tabus am toten Körper zu brechen. Kessels zweite Erklärung richtet sich auf das allgemeine Interesse des absolutistischen Staates an gesunden Bürgern und Untertanen. In ihrem Aufsatz betont die Autorin den Moment der Ambivalenz und des Nebeneinanders konkurrierender Todes- und Körpermodelle.<sup>60</sup> Kessels Fazit ob der Möglichkeit, die

---

58 Vgl. Sean M. Quinlan: »Apparent Death in Eighteenth Century France and England«, in: *French History* 9 (1995), S. 27-47. Ergänzend gibt es das Argument, dass der frühneuzeitliche Staat die professionellen Ansprüche der Ärzte nutzte, um Gesetze in der Bevölkerung zu legitimieren und durchzusetzen: Stefan Haas: »Der Experte und die Verwaltung des Todes. Symbolische und materiale Strategien medizinischer Entscheidungsexperten und administrativer Implementationsexperten am Beispiel des Diskurses über den Scheintod im frühen 19. Jahrhundert«, in: Eric J. Engstrom/Volker Hess/Ulrike Thoms (Hg.): *Figurationen des Experten. Ambivalenzen der wissenschaftlichen Expertise im ausgehenden 18. Jahrhundert und frühen 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: Peter Lang 2005, S. 147-166.

59 Martina Kessel: »Die Angst vor dem Scheintod im 18. Jahrhundert. Körper und Seele zwischen Religion, Magie und Wissenschaft«, in: Claudia Wiesemann/Thomas Schlich (Hg.): *Hirntod. Zur Kulturgeschichte der Todesfeststellung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001, S. 126-159, S. 127.

60 Die Ambivalenz der Übergangszeit des 18. Jahrhunderts betont auch Kerstin Rehwinkel: »Kopflös, aber lebendig? Konkurrierende Körperkonzepte in der Debatte um den Tod durch Enthauptung im ausgehenden 18. Jahrhundert«, in: Clemens Wischermann/Stefan Haas (Hg.): *Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung*, Stuttgart: Steiner 2000, S. 151-171. Die Momente der Unbestimmtheit in ihrer Bedeutung für den Todesdiskurs in der gegenwärtigen Gesellschaft macht stark Cornelia Brink: »»Ein jeder Mensch stirbt erst dann, wenn er lange zuvor schon gestorben zu seyn geschienen hat«. Der Scheintod als Phänomen einer Grenzverschiebung zwischen Leben

Grenze zwischen Leben und Tod zugunsten des Lebens verschieben zu können, fällt verhalten aus. Einerseits seien durch Gesetzestexte und Institutionen wie das Leichenhaus Grundlagen geschaffen worden, die eine Verlängerung oder zumindest den Schutz des Lebens böten, andererseits hätten diese wissenschaftlichen Ansprüche um 1800 noch nicht sehr weit gegriffen.

Der französische Historiker Claude Milanesi hat sich in seiner Arbeit die Frage nach dem Aufkommen der Scheintoddebatte auf einer übergeordneten Ebene gestellt, indem er den Scheintod in Beziehung zu den gesellschaftsstrukturellen Veränderungen der Epochenschwelle gesetzt hat.<sup>61</sup> Dadurch ist es ihm gelungen, die Fragen von Professionalisierung, Medikalisierung und der kulturellen Ambivalenz, die in der Scheintoddebatte auch zum Tragen kommen, in einen anderen, erhellenden, Zusammenhang zu stellen. Warum entwickelten die Menschen ein Interesse daran, die Grenze zwischen Leben und Tod zu verschieben? Warum setzten sie Wiederbelebung und Lebensrettung auf die gesellschaftliche Agenda? Milanesi kann diese Fragen mit den gesellschaftsstrukturellen Veränderungen beantworten: Die Fragen tauchen deshalb auf, weil die Erschütterung der heilsgeschichtlichen Erwartung einen neuen Umgang mit Leben und Tod nötig machte. Lebensrettung und Wiederbelebung waren damit nicht Ergebnisse medizinischen Fortschritts, sondern Formen der Verdiesseitigung im Zuge der Umbrüche an der Epochenschwelle.

An diesen Zusammenhang, der Diskontinuität durch den Epochenumbruch und der Diskontinuität des Todesverständnisses, schließt diese Arbeit an. Sie fragt nach den wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Mitteln und Voraussetzungen, die zum Scheintod führten, und fragt dadurch nach den gesellschaftlichen Konsequenzen der erschütterten heilsgeschichtlichen Erwartung. Dazu nimmt sie die Konjunktur des Scheintodes in den Blick, fragt aber auch nach den Voraussetzungen und Gründen für das Abebben des Themas. Weil davon ausgegangen wird, dass die Scheintoddebatte exemplarisch für die Umbrüche an der Epochenschwelle steht, gerät sie in ihrem größeren Zusammenhang in den Blick: Die Frage, weshalb der Scheintod als Problem auftaucht, wird entsprechend nicht wissenschaftsimmanent gestellt und ist nicht nur auf den Bereich der Medizin beschränkt. Deshalb ist der Untersuchungsbe- reich geöffnet worden: Wie deuteten beispielsweise die Theologen den

---

und Tod 1750-1810«, in: Rolf W. Brednich/Annette Schneider/Ute Werner (Hg.): *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*, Münster/München/Berlin: Waxmann 2001, S. 469-479.

61 Vgl. Claude Milanesi: *Mort Apparente, Mort Imparfaite. Médecine et Mentalités au XVIIIe Siècle*, Paris: Payot 1991.

Scheintod und was machte die kleine gesellschaftliche Elite der Literaten mit der Ungewissheit der Auferstehung? Wie ging die Bevölkerung damit um, dass ihr Geisterglaube zum Aberglauben wurde? Was machte sie mit Institutionen wie dem Leichenhaus, das für ihre Sinnstiftung des Todes doch eigentlich unnötig war?

## **Quellen und Aufbau der Arbeit**

Die Scheintoddebatte wurde von Ärzten initiiert und aus der Medizin in die Öffentlichkeit der Aufklärung getragen. Entsprechend bildet die medizinisch-wissenschaftliche Reflexion einen grundlegenden Bestandteil des Quellenkorpus'. Zu diesen Publikationen gehören die Schriften verschiedener Vertreter der öffentlichen Gesundheitspflege und Medizin der Aufklärung wie Johann Peter Frank und Christoph Wilhelm Hufeland. Daneben haben sich die Angehörigen der sogenannten *medizinischen Polizey* in den einzelnen deutschen Territorien mit dieser Thematik beschäftigt. Diese medizinische Literatur konnte über die Bibliothekskataloge ermittelt und in den einschlägigen Universitätsbibliotheken eingesehen werden. Weitere gedruckte Literatur dieser Arbeit bilden die Schriften von Naturforschern, Juristen und Theologen. Bei ihren Schriften handelt es sich um einen akademisch-wissenschaftlichen Diskurs, auf den ähnlich wie auf die medizinische Literatur zugegriffen wurde.

Die verwendeten Zeitschriftenbeiträge stammen aus den wichtigsten überlokal verbreiteten medizinischen und wissenschaftlichen Zeitschriften des Übergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert. Ihre Indizes wurden nach den einschlägigen Stichworten für den Zeitraum durchgesehen. Diese Zeitschriften waren ebenfalls in den Universitätsbibliotheken leicht zugänglich, ebenso verhielt es sich mit Gesetzestexten. Die Zeitschriftenliteratur der Aufklärung ließ sich über die Datenbank *Index der deutschsprachigen Zeitschriften 1750-1815* und das Projekt der Bielefelder Universitätsbibliothek »Retrospektive Digitalisierung wissenschaftlicher Rezensionenorgane und Literaturzeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem deutschen Sprachraum« ([www.ub.uni-bielefeld.de/digibib/aufklaerung/](http://www.ub.uni-bielefeld.de/digibib/aufklaerung/)) ermitteln. Darüber hinaus sind zeitgenössische Lexikonartikel und Handbücher herangezogen worden. Zuletzt seien noch die belletristischen Texte und die Literatur der Romantik über den Scheintod erwähnt.

Für die Eruiierung der Fallstudien sind kommunale, regionale, kirchliche und staatliche Archive in ganz Deutschland angeschrieben worden. Zwei Fallstudien erwiesen sich als so gehaltvoll, dass sie eigenständige

Teile dieser Arbeit bilden. Sie entstammen beide einem katholischen Umfeld, was aber als Zufall zu werten ist. Zwar gibt es – wie im Folgenden zu sehen sein wird – unterschiedliche Umgangsformen mit dem Scheintod in den Konfessionen, die protestantischen Quellen werden jedoch jeweils mit den Belegen aus dem katholischen Raum in Beziehung gesetzt. Weil sich die Protagonisten der Fallstudien an die lokalen und überlokalen Medien und bürokratischen Instanzen wandten, Beamte ihr Anliegen in den entsprechenden Wochenschriften der Aufklärung veröffentlichten und der Arzt es für wichtig erachtete, seinen Scheintodfall in einer überlokalen medizinischen Zeitschrift zu publizieren, geben sie Auskunft auf sozialgeschichtliche wie auch auf wissenschafts- und medizinisch-geschichtliche Fragen. Einen weiteren Quellenbestand, welche die Ebene von Handlungen und kulturellen Praktiken ergänzten, stellen das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* und volkskundliches Material dar. Hier fanden sich zahlreiche Hinweise auf das Leben und Sterben der Unterschichten sowie auf den quasi vorwissenschaftlichen Umgang mit Tod und Sterben, die komplementär zu den Fallstudien und den gedruckten Quellen untersucht wurden.

Die Arbeit konzentriert sich auf die Schwelle um 1800. Zwar folgt die Studie zeitlich der wissenschaftlichen Reflexion des Begriffs »Scheintod«: Sie fängt mit der Bildung dieses Neologismus in der Aufklärung an und beginnt, in der Mitte des 19. Jahrhunderts ihr Ende zu nehmen, als die Wissenschaft die Angst vor dem Scheintod für unbegründet erklärte. Der Aufbau der Arbeit orientiert sich jedoch systematisch an den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Voraussetzungen, die der Diskussion um den Scheintod vorausgehen, und spürt den unterschiedlichen Ausprägungen nach, die die Deutung des Scheintodes seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen genommen hat.

Die Studie ist in vier Kapitel gegliedert. Das erste Kapitel beginnt mit einem Problemaufriss: Welche soziale Dringlichkeit besaß die »Angst vor dem Scheintod« und in welchen Bedeutungszusammenhängen stand der Scheintod? Dazu werden zunächst begriffsgeschichtliche Befunde und die gängigen Konversationslexika untersucht, um die wissenschaftlichen und geistesgeschichtlichen Zusammenhänge zu identifizieren, in denen der »Scheintod« entstand und seinen Ort hatte. Diese Befunde werden vor dem Hintergrund einer neuen Definition des Todes in der Aufklärung, der Auflösung alter Seelenvorstellungen und der Entstehung einer neuen Anthropologie, beleuchtet. Sodann werden nach den sozialen Trägergruppen und der diskursiven Ausbreitung gefragt.

Das zweite Kapitel analysiert, wie der medizinisch-anthropologische Kenntnisstand der Aufklärung den Zirkel der frühneuzeitlichen Natur-

forscher verließ und in die Öffentlichkeit der Aufklärung getragen wurde. Kern dieses Kapitels bildet die Rezeption der *Dissertation* von Bruhier in den sogenannten moralischen Wochenschriften. Dann wird sich der Wirkung und den Handlungsanweisungen gewidmet: Staatliche Institutionen und der kleine Kreis der gebildeten Öffentlichkeit agierten, indem sie Rettungsgesellschaften gründen, Beerdigungsfristen verlängern und Gesetze zur Leichenschau neu formulieren. Diese Maßnahmen wurden in den Medien der Aufklärung verhandelt.

Das dritte Kapitel befasst sich mit den Praktiken der Bestattung. Auf welche Beerdigungspraktiken bezog sich die Kritik, dass die Beerdigungen »zu früh« durchgeführt würden? Zur Klärung dieser Frage wird eine Fallstudie aus dem Herzogtum Oldenburg 1803 herangezogen. Der Streit zwischen einem Priester und einem Verwaltungsbeamten steht dabei für den Zusammenprall zwischen alter und neuer Anthropologie. Diese Fallstudie wird in Verbindung mit katholischen, protestantischen und jüdischen Bestattungspraktiken analysiert und in Bezug darauf untersucht, wie sich die Konfessionen mit der neuen Anthropologie arrangierten.

Im abschließenden vierten Kapitel wird ein Ausblick über den weiteren Verlauf des Scheintodes im 19. Jahrhundert gegeben. Es zeigt sich, dass zwar die Öffentlichkeit ihr Interesse am Thema »Scheintod« schon bald wieder verlor, die anthropologische Transformation und die gesellschaftliche Umstellung vom Jenseits ins Diesseits jedoch unhintergebar geworden waren. Welche Bedeutung hatte dieser unumkehrbare Umbruch für den Scheintod nach 1800? Dazu werden die verschiedenen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Praktiken und Diskurse, in die sich der Scheintod auffächerte, in den Blick genommen.